

(Nachdruck verboten.)

71

Die Stadt.

Roman von Nicolaus Krauß.

„Herr Nitschewitzer ist verlobt?“ fragte Lene erstaunt.
„Kostfrau, und wie! . . . Hier hat er eine und daheim eine Bauerntochter. Aber die Egrische heiratet er nicht, hat er g'sagt. Die ist nur die Ausgehbraut . . . Männer, habt's den Professor Botter g'sehen? Der streicht schon seit heute mittag herum . . . auf allen Wegen im Wald. Zwei kleine „Schweinderln“ soll er schon beim Rauchen erwischt haben. Die sind morgen angezeigt, wie's Amen im Gebet . . .“

„Den Friß habt Ihr nicht gesehen?“

Sofort erhielt Lene zur Antwort:

„Aber ja! Der hat's heute noch feiner gegeben als sonst. An einem der weißgedeckten Tische vorne am Hause, bei den Herrschaften ist er gefessen und hat Kaffee getrunken, mit der Frau Bon, natürlich, und noch einer andren Madam' und dem jungen Schlagköpfigen draußen aus der Bank . . .“

„Mit Frau von Bartelmus?“

„Ja, Kostfrau, ja! Natürlich! . . . Aber er ist schon fort! Schon vor einer Viertelstunde sind sie alle miteinander in einen Wagen gestiegen . . .“

Die alte Frau Berger erhob sich.

„Dann müssen wir halt auch gehen, Annerl! . . . Sie schimpft sonst . . .“ Lene schüttelte den Kopf. Also deshalb hatte er sich so früh gedrückt? Und er hatte ihr nichts davon gesagt? . . . Sie hatten ihn überall gern, weil er so schön Piano spielen konnte, auch die Frau Hauptmann hatte ihn schon einigemal hümmertbitten lassen . . . Jedermal hatte er gefragt und dann erzählt, wie die Gesellschaft gewesen . . . Nein, aber das, heute! . . . Das schickte sich nicht! Unter keinen Umständen! . . . Was sie nur denken mochte, diese . . . So einen jungen Burschen! . . .

Ihr Blick fiel auf das Kleine, das traurig dafas. Und sofort regte sich in ihr das mütterliche Gefühl, das sie von Anfang an dem Verwaisten entgegengebracht.

„Wächstest halt am liebsten auch mitgehen? . . . Ja? . . . So geh' mir, geht mit der Großmutter! . . . Aber paßt im Walde gut auf! Weißt d', Meines, die Wurzelu, da stolpert man leicht.“

Die beiden Kinder saßen einander an der Hand und schritten vor der alten Frau einher. Für sie war der Tag voll des Glückes gewesen. —

Vogt hatte das Stück Zeitung betrachtet, in dem er die Würste gebracht. Plötzlich stellte er sich in Positur und krächte mit der ganzen Würde des städtischen Auströmmers:

Zur Aufklärung.

Nach eingehender Untersuchung wurde festgestellt:

Der Esel, der vorgestern auf dem Markte den Anlauf verursachte, ist nicht wissend. Er ist sonst ein guter und ein braver Esel. Nur etwas jung. Vorgestern war er schwer gereizt worden. Der Thäter wird sich die Folgen nur selbst zuschreiben haben. Man ist ihm auf der Spur.

Der amtierende Stadtrat.

Lene hatte versucht, dem Ausgelassenen das Papier wegzureißen. Vogt aber drehte sich im Kreise und schrie wie ein Zahnbrecher. Als er geendet, brüllte die ganze Nachbarschaft:

„Bravo, Esel!“

„Junger Esel! . . . Guter Esel! . . .“

„Stadtrat-Esel, sie sind dir auf der Spur! . . .“

Lene eilte ins Freie. Hinter ihr her ihre Kostgänger.

Vom Musikpavillon kam ein Hornsignal.

„Das erste Zeichen! . . .“ that der Max wichtig. „In einer halben Stunde geht's los . . . das Gehn! . . .“

Lene drängte sich mit ihren Studenten durch die sitzenden und trinkenden, promenierenden und plaudernden Menschengruppen. Der Bratwurstdampf hatte etwas nachgelassen, aus dem Döhrenthor Winkel strich ein frischer Wind herein und wehte Rauch, Dunst und Brodem dem Egerthale zu.

Mütter schrien nach ihren Kindern. Die Väter stolperten heran.

„Gat's epper was?“

Als sie erfuhren, daß es sich nur um die Kleinen handelte, zogen sie sich aufatmend zu ihren Kumpen zurück.

Einem Schützen, dessen Anie im rechten Winkel standen und dessen herabhängender Schnurrbart nur so triefte, wurde vor versammeltem Volke von seiner Ehe liebsten das Vohnenlied gesungen.

„Aber Kathl!“ Und drei Schluder, dann ergab sich der Unglückliche in sein Schicksal, das ihn für heute zu ewigem Durst verdammte.

Die Honoratiorentische waren fast leer. Auf einem stand noch ein halbvolles Wasserglas. Einige Buben drängelten sich den Stühlen entlang. Und Lene hörte, wie der eine maulte:

„Müssen große Herren gewesen sein; sie haben Wasser gefoffen! . . .“

Vor dem Saal, in dem sonst getanzt wurde, standen die Genehre in Pyramiden zusammengestellt. Die Patronentaschen lagen zwischen den Kolben. Vor den Waffen schritten zwei Schützen mit gezogenen Säbeln auf und ab.

Hinter dem Wirtshause war es etwas ruhiger. Jungvolk und Frauen lagen im Grase und blickten nach dem Kirchlein und dem Armenhause hinüber, vor dessen Thür alte Männer und Frauen auf Holzbänken saßen und vor sich hindämmerten.

Hier traf Lene die Vädersfrau wieder. Die war ganz unglücklich.

„Sie müssen schon entschuldigen, Frau Försterin, wenn morgen das Gebäc nicht so ist, wie's sein sollte. Aber er hat g'sagt: „Heut' bin ich Schützen-Feldwebel, und Du hast mir gar nichts zu befehlen! . . .“ Wenn's ihm nur noch gut thäte! . . .“ Sie sank wieder ins Gras zurück.

Bei den Küchenfenstern blieb der Max stehen und schnupperte.

„Gätt' auch zu abend da bleiben können! . . . Mein Doktor hat mich eingeladen . . . Gätte sicher Schweinernes kriegt . . .“

„Jefas, Jefas, Jefas! So ein Tauben-Zipfel und so viel Glück!“

Der Lehrersohn trommelte dem „Doppelstudenten“ mit beiden Fäusten auf den Rücken.

„Vogt! . . . Max!“

Auf dem Wege war ein Wagen vorgefahren. Zur Hintertür heraus trat ein Herr in Schützenuniform, dem der schloßweiche Bart zur Brust sich wollte. Mit drei Schritten war er am Wagen. „Hoch!“ schrien die Buben. Der Schützenmajor und Bürgermeister dankte. Als die beiden Klappen angezogen, erklang auf dem Armenhause die Abendglocke. Die alten Leute erhoben sich und schritten ins Haus.

Lene kam ein Frösteln an. Sie blickte auf. Hinter Sanct Anna war die Sonne in einer Wolkenwand versunken. Zum erstenmal, seit er seine Kostfrau getroffen, that jetzt der Netzsch seinen Mund auf.

„Kostfrau, haben S' schon g'sehen? G e l b e Kirschchen! . . .“

Er wies nach dem Querweg, der von dem Wirtshaus nach der Chaussee führte. Und alle gingen ein paar Schritte vor, bis zum ersten Baume. Buben kamen ihnen nach und junges Volk, und sie alle schauten und starrten zu den Kirschchen empor, die vor Ueberreife schon Sprünge bekommen hatten; manche leckten sich die Lippen, und da und dort stieg ein Seufzer empor. —

Die schwarze Wand hinter Sanct Anna war schnell emporgerückt. Der Wind hauchte schon die weißen Tücher der Honoratiorentische.

Da ertönte das zweite Signal und gleich darauf das dritte.

Und sofort begann das Gedränge nach der Kirschentallee. Nach zehn Minuten kamen endlich die Schützen. Voran die Musik. Sie versuchte einen flotten Marsch. Das Publikum schloß sich, ohne einen Zwischenraum zu lassen, an die Biererischen der Bewaffneten. Der Weg konnte die nachdrängende Menge nicht fassen; man sprang über Kartoffeläcker, lief über Raine, manch einer mußte die Erfahrung machen, daß ein ausgewachsener Kirschbaum nicht auf eins, zwei über den Hausen zu rennen sei. Auf der Chaussee löste sich der zusammengedrückte Schwarm, die Musik schwieg, das eigentliche Marschieren hatte ein Ende.

Lene war von ihren Studenten gleich hinter den Schützen mitgerissen worden. Im Anfang empfand sie dieses Drängen,

Stoßen und Schieben als Kinderei. Sie bedauerte, nicht mit der alten Berger nach Hause gegangen zu sein. Als sie dann mehr Ellbogenraum hatte, blieb ihr Auge doch auf mancher Scene haften, die sie belustigte.

Ein bloßköpfiger Bub sprang die Schützenreihen entlang und schrie:

„Batta, gieb mir 's Gewehr, ich werd' tragen helfen!“

Drei Büchsen auf einmal neigten sich ihm entgegen.

Das machte andern Buben Mut. Seitengewehre, Patronentaschen, Tschafos, alles wurde genommen. Bald waren aus dem einen Schützenkorps zwei geworden. Der kommandierende Hauptmann lief wie ein Schäferhund längs der Kolonne hin und her, schimpfte und fluchte; ein gleicher Schritt war in das „Corps“ nicht mehr hineinzubringen. Frauen eilten, drängten sich durch die wie zerquirkten Glieder und saßten ihre Männer unter. Es konnte fast jeder die Stütze vertragen. Aus dem Marschieren war ein unruhiges, ungleichmäßiges Gewoge geworden. Einer war dem andern im Wege. Eine Rotte junger Burschen saßte einander an den Händen und versuchte mit ihren Leibern die ganze Chaussee zu sperren.

Geschrei, Gelächter und Hurraja!

Man war noch nicht beim Groll-Keller, da krachte der erste Donner Schlag.

Was zwischen den beiden Poppelreihen sich bewegte, kam ins Laufen. Frauen zogen die Röcke über den Kopf, einige Schützen kehrten die Mündung ihrer Gewehre der Erde zu.

Es war zu spät. Die Pappeln bogen sich, der Regen kam in Schauern.

Schon nach einigen Minuten gab man die Hezjagd auf und fügte sich ins Unabänderliche. Eine Frauenstimme schrie:

„Ach was! Mag der neue Gut hin sein — das Schützenlager war doch schön!“

„Bravo!“

„Recht hat sie!“

„Es is ja kein Bier net! . . .“

Der Zug teilte sich. Einige Schritte vor Lene trappte gemüthlich im Unwetter ein alter, kleiner Mann in einem grauen, abgeschabten Ueberrod. Den Regenschirm trug er zugeklappt unter dem linken Arm. An den ledernen Ueberstüben, die mit schmalen Riemenchen befestigt waren, erkannte Lene den Doktor Schmidt. Schon wollte sie sich links wenden, da folgte der dunkle Matsch über den Weg und rampte den alten Sonderling an. Der that einen halben Sprung, sah sich aber nicht einmal um; nur den weichen Gut zog er fester über die Stirn.

Lene wollte ihren Verwandten entschuldigen. Der Alte lachte einen löchernden Lacher wie ein Ruhhäher und meinte, während er gerade vor sich hin sah, in seiner abgerissenen Sprechweise:

„Nicht nötig, Frau Förster! . . . Auf viel Bierschaum und Büsse . . . hä! . . . muß man auf Böckerfesten gesagt sein . . .“

„Waren auch in Siechenhaus, Herr Doktor?“

„Nein! . . . Ja! . . . Hintenherum gegangen . . . Bertrag' nichts mehr . . . Zu alt! . . . Muß reine Lust haben! . . .“

Ehe Lene noch etwas erwidern konnte, hatte sie der Menschenstrom nach vorwärts gerissen.

Die Straße stieg durch die Vorstadt aufwärts. In den Gärten, rechts und links, trachten die Böller. Als die erste Rakete ihren Feuerstreich durch die dicke Regenluft zog, stand der Zug wie mit einem Schlage. Alle Augen waren aufwärts gerichtet, und wenn so ein Knatterding zerplatzte, erscholl ein allgemeines „Ah!“, das halb wie Befriedigung, halb wie Bedauern klang.

Die Schützenkapelle stand drüben, über dem Teilungspunkt, der Stadt zugewandt. Ein jeder hielt sein Instrument, er wußte, in den nächsten Minuten mußte er sich noch einmal mit allen Leibeskräften „hineinlegen“, zum letztenmal für heute.

Noch war die letzte Rakete nicht verknallt, da geschah etwas Unerwartetes.

Die Dieser Straße herein kam eine Kolonne Männer und Frauen marschirt. Die Reihen waren geschlossen, gleich war der Schritt und Tritt, kein Wort wurde laut in der Schar.

„Jessas, die Roten haben auch einen Auszug gemacht! . . .“

Ein alter Schütz war es, der den Ausruf that. Aber schon hatten die Fremden Anschluß an die Kapelle gefunden.

„Musik!“ schrie eine helle Kommandostimme.

Und sofort fiel diese mit dem alten Hans-Ad-Viede ein:

„Höher, Peter! . . . Höher, Peter! . . .“

Als die Stelle kam: „Und alles, was von Hamburg kommt, das muß gestempelt sein,“ sang alles jubelnd mit.

So zog man wieder ein in die alte Stadt, deren Türme, Dächer und Giebel in dem Dampf und Dunst des warmen Juliregens verschwammen. — (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Er stammt aus Landerneau!

Von Albert Cim. Autorisierte Uebersetzung.

37 Jahre arbeitete Sebastian Macuzon nun schon im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, die Sechzig hatte er bereits überschritten, und immer noch war er bloß Hilfsarbeiter mit lumpigen 3600 Fr. Gehalt. Einfach unmöglich, die beschriebene Stufe emporzuklettern, den heißersehnten Titel eines Bureau-Unterschieds und damit das imposante Gehalt von 400 Frank pro Jahr zu erreichen! Einfach unmöglich! Macuzon war eben zu bescheiden, zu zurückhaltend, wußte seine Fähigkeiten nicht ins rechte Licht zu setzen, außerdem hatte er niemals einflußreiche Fürsprecher gehabt oder sich solche zu erwerben verstanden: sein ganzes Leben hatte er sich damit begnügt, gewissenhaft, eifrig und pflichtgetreu seinen Dienst zu verrichten, im Jüngerstun fest davon überzeugt, daß die Anerkennung ihm über kurz oder lang auch ohne sein Bemühen zu teil werden müßte. Aber das war ein Irrtum gewesen. Jetzt hatte er bereits jegliche Hoffnung auf Beförderung aufgegeben und erwartete gefaßt seine Pensionierung, die höchstwahrscheinlich schon beschlossene Sache war und ihm jedenfalls am bevorstehenden Jahres-schluß besichert werden würde.

Und man schrieb bereits den 15. Dezember.

Sein nächster Vorgesetzter, der Bureauchef Herr Kolombel, gab ihm an jedem Ersten ziemlich deutlich zu verstehen, daß die Sache leider so gut wie sicher sei, und daß man an einen Ersatz für diesen bescheidenen, aber wertvollen Mitarbeiter, diesen treuen, pflichteifrigen Staatsbeamten denken müsse.

Als Herr Kolombel am Nachmittage dieses 15. Dezember in Abwesenheit von Macuzon wieder dieses Lieblingssthema mit seinen beiden Unterscheids, den Herren Régis und Doliban, behandelte, warf der zufällig anwesende junge Supernumerar Paillotin ein paar Worte hin, einen ganz kleinen Satz, der aber die Unterhaltung jäh unterbrach, die von Herrn Kolombel aufgebauten Ersatzpläne über den Haufen warf und die Stellung des braven Sebastian Macuzon von Grund aus veränderte.

„Sie wissen doch, Herr Kolombel, daß Macuzon aus Landerneau stammt?“ fragte nämlich Paillotin.

„Aus Landerneau? Herr Macuzon?“

„Jawohl, aus Landerneau!“

„Wissen Sie das ganz genau?“

„Ganz genau. Er hat sogar etwas Grundbesitz da unten, ein Häuschen . . . auch Verwandte, einen Bruder, glaube ich . . .“

„So, so . . .“ murmelte Herr Kolombel, vollständig verdußt.

„Warum haben Sie das nicht früher gesagt, zum Teufel?“

Um die Aufregung des würdigen Herrn Kolombel verstehen zu können, muß man sich erinnern, daß der Minister der öffentlichen Arbeiten Abgeordneter für Landerneau-sur-Garonne war, und daß er für seine Wähler, deren Verwandte, Freunde und Bekannte ein leicht erklägliches, reges Interesse hatte.

Um sich einen Rüssel seitens des Ministers zu ersparen, beeilte sich Herr Kolombel, den Ministerialdirektor aufzusuchen und ihm Sebastian Macuzon warm zu empfehlen: „ein tüchtiger Beamter, das Muster eines treuen Staatsdieners, noch sehr frisch, trotz seines Alters, und dann — er stammt aus Landerneau . . . Sie verstehen?“

„Was sagen Sie? Aus Landerneau? Wissen Sie das genau?“

„Ganz genau! Er hat sogar Grundbesitz in der Gegend, recht bedeutenden Grundbesitz . . . mehrere Morgen Weinland . . . und Häuser . . .“

„Zum Teufel, Herr, das hätten Sie mir wohl schon früher mitteilen können! Wahrscheinlich, was wird der Herr Minister dazu sagen . . . er, der für seine Landsleute stets so viel Interesse an den Tag legt? . . . Eine nette Bescherung!“

Drei oder vier Tage später, eines Sonntags, als Macuzon eben sein Frühstück beendet hatte und zur Pflaume greifen wollte, ließ sich in der stillen Straße Pferdegetrappel hören, das vor seinem Hause plötzlich verstummte.

„Wer mag das sein?“ fragte Macuzon neugierig und näherte sich dem Fenster.

Vor dem Hause hielt ein Municipalgardist, welcher der Portiersfrau ein mit einem großen Siegel verschlossenes Schreiben reichte, aller Wahrscheinlichkeit nach ein amtliches Schriftstück.

Einige Sekunden später ertönte die heisere Korridor-glocke, und die Portiersfrau übergab Madame Désirée Macuzon das erwähnte Schreiben.

„Ein Expresbote aus dem Ministerium hat's gebracht . . .“

„Wa . . . Was . . . Was ist das?“ rief Herr Macuzon verwundert und öffnete den Brief.

Dann las er:

„Mein Herr!

Es ist mir ein wirkliches Vergnügen, Ihnen mitteilen zu können, daß mein Kollege, der Minister des Unterrichtswezens, Ihnen auf meinen Vorschlag und in Anerkennung Ihrer langjährigen treuen Dienste den Rang eines Offiziers der Akademie verliehen hat.

„Meinen herzlichsten Glückwunsch usw.“

Das Schreiben war vom Minister höchst eigenhändig unterzeichnet.

„Ach, mein Freund, welches Glück! Laß' Dich innamen!“

Das war alles, was Madame Macuzon sagen konnte, nachdem sie ebenfalls das Schreiben gelesen hatte.

„Na, na . . . freu' Dich nur nicht zu sehr! Ein schlechtes Zeichen, diese Ernennung! Ein sehr schlechtes Zeichen!“ wehrte Macuzon ab.

„Weshalb denn?“

„Nun, zum Teufel, das ist der Vorbote der Pensionierung . . .“

„Du glaubst?“

„Sicher! So wird's gemacht . . . Man versüßt einem die bittere Pille . . . Schließlich bin ich darauf gefaßt gewesen! Nicht wahr, teure Désirée, wir sind darauf gefaßt?“

„Ach!“

Die Visite, welche die Angestellten des Ministeriums an der Jahreswende ihrem obersten Chef in corpore zu machen pflegen, war für den folgenden Morgen angeetzt.

Sebastian Macuzon nahm natürlich an dieser Ceremonie teil und vergaß auch nicht, das blaue Band ins Knopfloch zu knüpfen — ein herrliches Band übrigens, beinahe so breit wie ein Halstuch.

Als die Beamten und Hilfsarbeiter mit ihrem Chef, dem würdigen Herrn Kolombel an der Spitze vor dem Minister defilierten, neigte sich der Ministerialdirektor zum Ohr des Allmächtigen und flüsterte:

„Sehen Sie dort? . . . Herr Macuzon aus Landerneau . . . Der vorlechte . . . gerade vor Ihnen . . . Der mit dem blauen Bändchen . . .“

„Ach, Herr Macuzon!“ sagte der Minister laut mit seiner liebenswürdigsten Miene und reichte dem ganz verdugten Hilfsarbeiter die Hand. „Nochmals meine herzlichste Gratulation . . . Ich behalte Sie wohl im Auge . . . ja! Ich habe Sie nicht vergessen! Ich weiß, welchen Pflichteifer Sie jederzeit an den Tag gelegt, wie Sie Ihren Kollegen stets ein rühmliches Vorbild gegeben haben.“

„Herr Minister, ich . . . ich bin . . . ich danke Ihnen, Herr Minister!“

Mein Gott, was kann das nur zu bedeuten haben? beunruhigte sich Macuzon im Stillen. Der Minister würdigt mich einer Anrede . . . Er kennt mich persönlich . . . Er reicht mir die Hand wie seinesgleichen, verspricht mir, mich weiter im Auge zu behalten . . . Welchem Umstande verdanke ich das alles? Was habe ich denn Großes geleistet? . . . Oder vielmehr — wer hat für mich gesprochen, mich empfohlen? Wer?

Bergebens zerbrach sich der arme Macuzon über diese Frage den Kopf. Sein Erstaunen wurde noch größer, als er einige Tage später auf dem vorläufigen Wege durch Herrn Kolombel einen Brief vom Ministerialdirektor erhielt, der ihm seine Ernennung zum Bureau-Unterdies anzeigte.

Endlich also zählte er zu den „Vorgeesehenen“! Endlich hatte er sie erlangt, die heißersehnte Würde, die zu erreichen er bereits verzweifelt hatte!

Schon nach den ersten Worten, die er, nach Hause zurückgekehrt, sprach, warf sich ihm seine Frau entzückt an die Brust.

„Ach, mein Freund, laß' Dich . . .“

„Man umarme sie. Man weinte vor Freude.“

„Siehst Du? Siehst Du? Hab' ich's nicht immer gesagt?“

„Aber es war auch die höchste Zeit! Ich dachte schon sehr stark an den Abschied! Jetzt werde ich mich doch wenigstens als Unterchef zur Ruhe setzen! Unterchef? Jawohl, das bin ich nun! Aber wem zum Teufel verdanke ich das? Sicherlich ist da irgend etwas passiert!“

„Was soll da passiert sein? Hast Du nicht stets gewissenhaft Deine Pflicht erfüllt? Ist es da nicht in der Ordnung, daß man Dir endlich Gerechtigkeit widerfahren läßt?“

„Papperlapapp! Man sieht gleich, daß Du von solchen Dingen nichts verstehst!“

Nur einen Haken gab es bei diesem erwarteten Glück, nur einen schwarzen Punkt an dem heiteren, klaren Freudenthimmel.

Macuzon besaß jetzt wohl den Titel eines Bureau-Unterdies, aber nicht die mit diesem Range verbundenen Einkünfte. Der Brief des Ministerialdirektors eröffnete ihm, daß er „vorläufig noch das Gehalt eines Hilfsarbeiters erster Klasse weiter zu beziehen hätte, bis das Budget die Ordnung der Gehaltsfrage gestatten würde.“

„Weinetwegen! Ich kann auch noch länger warten! Da ich nun einmal die formelle Ernennung in der Tasche habe, ist mir das egal! Ich kann gut ein paar Monate warten! Jetzt bin ich ja meiner Sache gewiß!“

Sowohl um „die Ordnung der Gehaltsfrage“ zu beschleunigen als auch um persönlich seinen Dank abzustatten, hielt Macuzon es für geboten, dem Minister seine Aufwartung zu machen. Am nächsten Empfangstag schrieb er sich ein und wartete geduldig im Vorzimmer, bis die Reihe an ihn kam.

Nach Verlaufe von zweieinhalb Stunden wurde sein Namen gerufen, und ihm die Thür zum Allerheiligsten geöffnet.

„Nun, mein lieber Herr Macuzon, sind Sie zufrieden? Sehen Sie wohl, daß ich Sie nicht aus den Augen verliere?“ fragte ihn der Minister mit seinem liebenswürdigsten Lächeln.

„Gestatten Sie mir zunächst, Herr Minister, Ihnen meinen . . . meinen aufrichtigsten Dank auszusprechen für die . . . die Beweise höchsten Wohlwollens, welche . . .“

„Lassen wir das, Herr Macuzon!“ unterbrach ihn der Minister. „Ich habe die Absicht, noch mehr für Sie zu thun. Wie gesagt, ich verliere Sie nicht aus den Augen, seien Sie davon überzeugt: am Ende des nächsten Monats werden Sie die Ihrem neuen Range entsprechenden Einkünfte beziehen. Ich habe bereits die nötigen Anweisungen gegeben.“

„O, Herr Minister! So viel Gnade! So viel . . .“

Um den allzu lebhaften Dankbezeugungen seines Besuchers ein Ende zu machen, begann der Minister schnell von etwas anderem zu sprechen.

„Und wie sieht's in Landerneau aus? Sind Sie lange nicht dort gewesen? Erzählen Sie mir doch etwas aus unsrer gemeinsamen Heimat!“

„Verzeihung, Herr Minister, ich . . . ich verstehe nicht . . . Sie sagen Landerneau, Herr Minister?“ fragte Macuzon ganz verdutzt, mit großen, erstaunten Augen.

„Nun ja, unsre Heimat Landerneau-sur-Garonne!“

„Verzeihung, Herr Minister, ich . . . ich begreife nicht. Ich bin niemals weder in diesem noch in einem andren Landerneau gewesen . . .“

„Wie? Aber . . . Sie haben doch dort Grundbesitz, Verwandte? Ihre Brüder wohnen doch dort?“

„Ich kenne keine Menschenjesele in Landerneau, Herr Minister, und ich . . . ich besitze auch gar keinen Bruder. Ich stamme aus Charleville in den Ardennen und bin niemals in Landerneau gewesen, Herr Minister . . . und außerdem . . .“

„So! Also aus Charleville . . .?“

„Charleville in den Ardennen, jawohl, Herr Minister!“

„Sie können gehen, mein Herr. Ich danke Ihnen.“

Zwei Tage später erhielt Sebastian Macuzon die Aufforderung, auf der Stelle seine Pensionierung zu beantragen. —

Kleines Feuilleton.

—ld. Schule. Ein heißer Sommertag. Glühend brennt die Sonne auf den Hof, der von fünfstöckigen Mietskasernen umrahmt ist. Steine auf Steinen; zwischendurch die offenen Fenster armer Wohnungen, die trotzig in die Dede hinein gähnen.

Ich blide das Bild nicht gern an, aber mich hat es mächtig zum Fenster gezogen, denn von unten herauf quoll ein lodender Ton — Kinderlachen!

Da tummeln sie ja auch schon, meine kleinen Freunde, drei Jungens, zwei Mädels im Alter von zehn bis zwölf Jahren. Arbeiterkinder, Gemeindegänger.

Seit einem Tage haben sie Ferien. Viel freie Zeit liegt vor ihnen, die muß gut ausgefüllt werden. Also — spielen. Was denn? „Na, wollen Säule spielen!“

Schule, au ja! Wer soll denn Lehrer sein?

„Ach, Moxe, mach' Du den Panter, Du hast et so fein raus!“

„Schön. Also los! Seht Euch mal alle hier auf den Stein. Franze erster, dann Lucie, Linchen und Karl. Au aber Ruhe. Bin — bin — Anfang. — Ach, halt mal, ich habe ja ganz vergessen — ich muß ja noch den Hahnschinken holen. Sieht ganz stille! Linchen, Du kannst aufpassen.“

Er zieht ab. Seine Stiefel poltern auf den knarrenden Stiegen. Eine Thür klopft irgendwo, dann höre ich ihn lärmern.

Auf dem Hofe hat Karl mit Franz inzwischen einen Kampf um den ersten Platz begonnen. Nicht in der parlamentarischen Art mit vielen Worten und gelegentlichen Fiebern, sondern mit viel Prügeln, die von Zeit zu Zeit durch einige Töne unterbrochen werden. Lucie giebt ab und zu ihren Beifall laut zu erkennen.

Linchen sitzt abseits, hat ein Blatt Papier in der Hand und notiert.

Moxe hat seinen Stod glücklich gefunden und stürmt nach unten. Seine „Schüler“ haben das Kommen des Machthabers bemerkt und sitzen schlenkig mit scheinheiligen Gesichtern und gefalteten Händen in einer Reihe, als Moxe hinzukommt.

„So, da bin ich wieder. Wir haben jetzt Religionsstunde. Wort Ihr aber auch alle ruhig?“ Unisoune qualt alles, außer Linchen: „Ja, wohl.“ Linchen hebt die Hand.

„Was is los, Linchen?“

„Karl und Franz haben sich immerzu gehauen!“

„Franz, komm' vor. Habe ich Dir nicht gesagt, Du sollst ruhig sein, was!? Und nun prügelnst Du dich rum!? Dir werde ich Anstand beibringen — viel' Dich!“

Franz neigt sich brüllend, aber gehorjam vor dem Gestrengen, der mit tiefem, sittlichem Ernst und uermüdetem Eifer den Stod schwingt. Bei jedem Worte faßt ein gewaltiger, fingierter Schlag.

„Warte, Du Lump, weißt Du nicht, was die Schrift sagt: Du — sollst — deinen — Nächsten — lieben — wie — dich — selbst! — verstanden? So, puh, nu seh' Dich. — Karl, komm' vor. Ich sehe schon, Du kannst nicht ruhig sein, wenn Du nicht Dein Fett weg hast.“

Es geht Karl so wie seinem Vorgänger, nur daß ihm der schöne Spruch eingebläut wird: „Was du nicht willst, das man dir tu!“

Die beiden Mißthäter stimmen, auf ihren Plätzen angelangt, ein diabolisches Gebete an.

„Wollt Ihr gleich ruhig sein, Waide!“ schnauzt der Lehrer, „oder ich hole Euch noch einmal raus!“

„Wir wollen nun mal sehen, was Ihr gelernt habt. Lucie, sage mal die Sprüche aus der Bergpredigt.“

Lucie heult: „Ich habe meinen Katechismus verloren — und Vater hat keine Arbeit — und kann mir keinen neuen kaufen — und da hab' ich nicht lernen können.“

„Das ist 'ne faule Ausrede, Du schwindelst Dich bloß raus, aber

„Aber, ich schwinde nicht, ich . . .“

„Weißt Du nicht, daß Du mich nicht unterbrechen darfst, daß Du nicht reden sollst, wenn Du nicht gefragt bist? Und wenn ich sage Du läßt, dann hast Du eben gelogen, freches Geschöpf — Hand her!“

Ein paar Schläge treffen die flache Hand.

„Au, au, Herr Lehrer, nicht doch, das thut ja so weh, ich habe ja ne schlimme Hand!“

„Ach was, schlimme Hand, das schadet Dir auch weiter nicht, hoffentlich fühlst Du es dann noch besser!“

„Donnerwetter, die Stunde ist gleich wieder 'rum. Na wartet, Das will ich Euch bloß sagen, wenn Ihr für das nächste Mal nicht besser lernt und auch nicht artiger seid, dann schlage ich Euch über die Köpfe, daß Ihr gestreift ansieht wie Zebras! Merkt Euch das!“
„Wim — him — Schlupf.“

„So, jetzt wollen wir nach der Straße gehen.“

Die Gesellschaft tröstet sich. Ich habe so meine eigenen Gedanken. —

cc. Die Wirkung des Kreuzottergiftes. Prof. Virch-Girschfeld, der vor wenigen Jahren gestorben, hatte verschiedene Versuche mit diesem Gift gemacht. Er gewann das Gift, indem er Kreuzottern auf Wattebausch beissen ließ, aus denen dann das Gift ausgepreßt wurde, damit es getrocknet werden konnte. Frisch eingefangene Tiere lieferten ein stärkeres Gift als solche, die schon in Gefangenschaft gelebt hatten. Ebenso waren Temperatur und Jahreszeit auf die Stärke des Giftes von Einfluß. Die oft beobachtete blüthartige Wirkung beruht offenbar darauf, daß durch den raschen Eintritt einer verhältnismäßig großen Menge von Kreuzottergift in das lebende Blut ein Gerinnungsferment gebildet wird, so daß durch Verstopfung des rechten Herzens oder der Lungengefäße der Tod unter Erstickenerscheinungen eintritt. Wenigstens bleiben Tiere, denen man vorher Blutzug-Extrakt, der die Blutgerinnung aufhebt, einspricht, trotz mehrfacher Bisse am Leben. Wo der Tod erst nach längerer Zeit eintritt, ist seine Ursache in einer durch das Gift bewirkten Affektion des Nervensystems zu suchen. —

Biologisches.

ks. Vererbung einer erworbenen Eigenschaft. Das im tropischen Afrika lebende Warzenschwein, ein plumpes Tier mit unverhältnismäßig breitem Kopf, zeigt beim Wühlen und Freßen ein eigentümliches Gebahren, durch welches es sich von allen übrigen Mitgliedern der großen Schweinefamilie, zu der es gehört, auffallend unterscheidet. In zoologischen Gärten sowohl als in der Freiheit lassen sich diese Tiere auf die Handgelenke fallen und rutschen dann, sich mit den hinteren Extremitäten nachschiebend, leicht und ausdauernd vorwärts, wobei sie mit den oberen Eckzähnen tiefe Furchen aufwühlen, um zu Pflanzenwurzeln und Knollen, ihrer Lieblingsnahrung, zu gelangen. In Uebereinstimmung mit dieser eigenartigen Bewegung beim Reizen steht der Umstand, daß die Handgelenke des Warzenschweines mit dicken, stark verhornten Schwielen ohne jede Haarbelleidung versehen sind, wie sie kein andres Schwein, ja überhaupt kein andres Säugetier aufweist. Daraus folgt unzweifelhaft, daß die geschilderte Bewegung und die Schwielen keine ursprüngliche Eigenschaft der Schweinefamilie sind, sondern eine spätere Erwerbung speciell dieses Tieres darstellen. Daß die Schwielen durch die eigentümliche Bewegungsart hervorgehen sind, dürfte ebenfalls keinem Zweifel unterliegen. So weit wäre an diesen Thatsachen nichts besonders Bemerkenswerthes, es ist ja bekannt, daß die Lebensgewohnheiten auf die Gestaltung des Körpers einwirken, auch beim Menschen können wir z. B. aus der Zartheit oder Rauheit seiner Hände auf seine Beschäftigung schließen. Nun wird aber dem „Viol. Centralblatt“ von Lege gemeldet, daß es ihm gelungen sei, einen Embryo dieses Tieres zu untersuchen, und daß er da bereits die Schwielen deutlich angelegt gefunden habe. Die betreffende Stelle hatte eine etwas dickere Oberhaut als die Umgebung und entbehrte vor allem jeder Anlage von Haarwuchs. Somit liegt hier unzweifelhaft ein Fall der Vererbung einer durch eine bestimmte Lebensgewohnheit erworbenen Eigenschaft vor. —

Geologisches.

— Zur Morphologie der Wüsten findet sich ein Beitrag im Osterprogramm der Realschule zu St. Pauli in Hamburg 1902 von Friedr. Wohlfahrt. Abweichend von den bisherigen Einteilungsversuchen betont der Verfasser, daß es für die morphologische

Ausgestaltung der Wüsten ein wesentlicher Unterschied ist, ob ein festes Land oder eine Wasserbedeckung dem Umbildungsprozeß durch die Winde unterworfen wurde. Während die zurückweichenden und verschwindenden Wasser eine einformige, charakterlose Fläche von Schlamm und Lehm hinterließen, welche der nivellierenden Arbeit der Winde keinen Angriffspunkt boten, vermochte sich die Denudations- und Transportkraft der Winde an den von aller Dammerde entblößten Gesteinen des Gebirges oder Plateaus energisch zu bethätigen und typische Formen zu schaffen, welche in ihrer Eigenart und Mannigfaltigkeit mit Recht das Interesse und die Bewunderung des Forschers erweckt haben. Es erscheint angezeigt, die typischen Landschaftsbilder der Wüsten unter die beiden Gesichtspunkte der Lehm- und Steinwüste einzuordnen. Die in andre Einteilungen übergehenden Typen der Gebirgswüste, Rieswüste, Splitterswüste und Phasen eines und desselben Denudationsprozesses, welcher sich an der Steinwüste vollzieht. Schwierig bleibt die systematische Einordnung der Sandwüste, denn der Sand ist sozusagen kosmopolitischer Charakters, er ist eine Begleiterscheinung aller Wüstenformen. Vom genetischen Gesichtspunkte betrachtet, gehört er der Lehmwüste wie der Steinwüste gleichermahen an; wegen der charakteristischen Formen, welche er empfindet sich die gesonderte Betrachtung der Sandwüste. Die Lehmwüste ist das Produkt einer negativen Strandverschiebung. In die Augen springend in der Lehmwüste sind die zahlreichen Seen mit meist ausgeprägter Salinität. Aber man würde zu weit gehen, wollte man aus dem Vorkommen stark salziger Seen in regenarmen Gebieten stets auf eine einfließende Meeresbedeckung schließen. Die Bodenform, welche bei dem Rückzug der Wasserbedeckung geschaffen wird, ist fast ausnahmslos die flache Mulde, so daß Lehmwüste und Wadenwüste begrifflich zusammenfallen. Den Charakter der Steinwüste finden wir besonders ausgeprägt in dem Wüstengürtel, welcher sich vom Atlantischen Ocean und dem Atlas über das Plateau der ägyptischen Wüste nach der Sinaihalbinsel und weiter über Arabien nach Syrien zieht. Außerdem ist dieser Typus ausgezeichnet in den Hochländern Persiens, des Tibet und einem Teil der amerikanischen Wüsten vertreten. Es gewinnt fast den Anschein, als ob dieselbe Kraft — der Wind —, welche in der Lehmwüste auf Verwischung und Ansehung alles Scharfen, Eckigen und Unvermittelten ausgeht, in der Steinwüste gerade im Gegenteil nach Mannigfaltigkeit der Landschaftsformen strebt. Allein die vielgestaltigen Felsenformationen stellen eben noch Uebergangsstufen dar in einem Denudationsprozeß, der hier wie dort die Bildung horizontaler Flächen zum Endziele hat. Auch die Gebirge mit ihrer reicheren Gliederung, ihren mächtigen tektonischen Dislokationen sind demselben Schicksal der Einbildung verfallen wie die geologisch einfachere aufgebauten Plateaus der Sahara. — („Globus.“)

Humoristisches.

— **Spekulativ.** Erster Bauer: „Sag', Hannes, was fangen wir denn mit den zwei Säuen an, die haben den Kollaus, da können wir sie nicht mehr verkaufen!“

Zweiter Bauer: „Nm — weißt' was, Jürgen, geh' auf die Strah', wo die vielen Stadtherrn mit ihren Automobilen daher kommen, und laßt' überfahren — die müssen dann ordentlich zahlen!“ —

— **Bei der Schmiere.** Direktor (zum Schauspieler): „Also den Cylinder haben Sie sich aufbügeln lassen, Kniffler? . . . Na, da schreiben Sie 'mal gleich auf den heuligen Theaterzettel: Mit gänzlich neuer Ausstattung!“ —

— **Wirksam's Mittel.** A: Wie haben Sie Ihre Frau nun wieder ins Leben zurückgerufen, als sie bei dem Wortwechsel in Ohnmacht fiel?“

B: Als alles nichts half, habe ich dem Dienstmädchen, welches zur Hilfe herbeigeeilt war, einen Kuß gegeben. . . Da hätten Sie sie aber einmal lebendig werden sehen sollen!“ — („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Eine Sammlung von Briefen Henrik Ibsens, die zugleich in norwegischer und in deutscher Sprache erscheinen soll, wird von Dr. Julius Elias und Dr. Karl Raernp veranstaltet.

— Als erste Volksvorstellung zu halben Preisen gehen heute nachmittag (3 Uhr) Grillparzers „Wer ist schuldig?“ und Molières „Eingebildeter Kranker“ im Wunten Theater in Scene. —

— „Nachimaz“, ein Einakter von Erich Korn, ist vom Residenz-Theater zur Aufführung angenommen worden. —

— Das Leipziger Stadttheater bringt Björnsons Schauspiel „Der König“ am 8. Dezember zur ersten deutschen Aufführung. —

— Gumperdins neuestes Werk „Dornröschen“ ist von der Frankfurter Oper zur Aufführung angenommen worden. —

— Otto Fiebich hat eine komische Oper „Robert und Vertram“ vollendet, die im Königsberger Stadt-Theater zum erstenmale gespielt werden wird. —